Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 24 (1934)

Heft: 12

Artikel: Seht, welch ein Mensch!

Autor: E.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636327

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wies. Er wäre unterblieben, wenn nicht Kirchengut und Zölle hätten geschützt werden müssen. Gewöhnliche Landleute waren für den König Sperlinge, die nach des Herrn Willen vom Dache fallen konnten oder auch nicht.

Der Kaplan vermied es, die Königin anzusehen, weil er wußte, daß einmal wieder bittere Tropfen in ihren Lebenskelch gefallen waren. Sie ertrug das Schwerste, was das Geschick einer hochgemuten Frau auferlegen kann: Sie schämte sich für ihren Gemahl.

Um das Schweigen zu unterbrechen, sagte der Kaplan: „Der König darf es sich auch als Verdienst anrechnen, daß im Hochburgund und so weit die Grafen ihm aufrichtig huldigen und ihre Pflicht tun, die Zustände nicht so unerfreulich sind. Auch ist zu hoffen, daß der jetzt fast beendigte glückliche, weil unblutige Feldzug gute Folgen haben werde. Wir können Gott nicht besser dienen, als wenn wir auf unserem schmalen Lebenswege dem Unrecht wehren und die Schwachen beschützen, soweit unser Arm reicht. Das Ausmaß unserer Kraft und unseres Wirkens steht in Gottes Hand." — Er erinnerte die Königin damit an ihre eigenen Worte. Aber es gelang ihm diesmal nicht, sie zu trösten, weil er mit sich selber zu kämpfen hatte. Es war ihm peinlich, daß Worte der heiligen Schrift dem König dazu dienen mußten, seine Untätigkeit zu beschönigen.

Die Königin erhob sich und sagte: „Laßt uns hineingehen. Der kalte Abendwind könnte dem König schaden. Es friert mich selber bis ins Herz hinein." — Sie wollte gerne eine Stunde für sich allein sein.

Trotz den vielen kleinen Niederlagen ließ die Königin ihren Mut nicht so bald erlahmen. Ihr Gemahl war doch gut in seiner Weise. Er gönnte ihr und andern eine Freude und lebte wohl dabei, wenn muntere Reden seine Sorgen verscheuchten. Aber, wie die Verhältnisse einmal lagen, wäre es einem tatkräftigen Mann auf dem Throne kaum gelungen, der habgierigen Kirche die würgenden Hände zu lösen und zugleich die Grafen zum Gehorsam zu zwingen. Die Königin versuchte immer wieder, das Bleigewicht seiner bequemen Frömmigkeit zu heben und ihn zum Handeln zu ermuntern. Als aber nach Jahren der Tod sie von ihrer Verbindung mit dem hilflosen Greis erlöste, war ihre beste Kraft doch dahin. Sie überlebte ihren Gemahl um mehr als zwanzig Jahre und verwendete ihre ansehnlichen Mittel dazu, Schwachen und Bedürftigen zu helfen, um so im Kleinen gutzumachen, was der König im Großen versäumt hatte.

Die Herrschaften blieben nicht mehr lange in Laupen. Der König gedachte, sich einige Zeit in Peterlingen aufzuhalten und dann den Winter in St. Moritz zuzubringen. Bevor sie abzogen, widerfuhr der armen Felizitas noch besonderes Heil. Ihre Patin Beatrix nähte ihr mit Hilfe der Kammerzofe ein Sammetkleid, und Gerlinda stickte einen großen F auf einen Seidenbeutel, den sie mit ihrem schönsten Augenaufschlag jedem Höfling hinhielt, um Silber- und Goldvögel hineinzulocken. Die Leibwache schenkte ihr das Verrätergeld des Bischofs, das dadurch wohl entsündigt wurde. Felizitas war nicht mehr arm.

Eine große Festlichkeit sah Laupen noch im selben Herbste, indem zwei Hochzeitspaare, die wir kennen, die ganze Bürgerschaft zu Gaste luden. Auch der Pfarrer von Bösingen nahm an der Feier teil und unterhielt sich köstlich mit der weisen Helwig, der Heidenpriesterin.

— Ende. —

Seht, welch ein Mensch!

Pilatus hat diese Worte nicht in einer emphatischen Bewunderung gesprochen. Ihm war Jesus wohl nichts mehr als ein harmloser Kauz, und er versuchte nur, die Juden von der Harmlosigkeit Jesu zu überzeugen.

Die hatten ihn wegen Gotteslästerung angeklagt. Und das verstand Pilatus einfach nicht. Er verstand, daß man die Armee, den Kaiser, den Statthalter, die Banken, das arbeitslose Einkommen und die Vorrechte bestimmter Parteien lästern konnte. Und er betrachtete es durchaus als seine Pflicht, gegen solche Lästerung vorzugehen. Aber Religion war ihm Privatsache. Im Sinn einer aufgeklärten, liberalen Humanität trat er für Glaubens- und Gewissensfreiheit ein.

Die Juden dagegen waren intolerant. Wohl schätzten auch sie den wesentlichen Teil der „heiligsten Güter einer Nation", als deren Beschützer sich Pilatus fühlte. Aber sie hatten ein Gesetz, das ihnen Gott als den Spender der Güter verkündete. Sie wußten, daß man nach einem guten Geschäft ein Dankopfer darzubringen hatte dem Höchsten. Sie wollten groß werden wie die Römer, ja größer als die Römer, aber sie wollten es nicht, wie jene, aus eigener Kraft, sondern sie wollten durch Gesetzestreue Gott dazu bringen, daß er es ihnen schenke. Und darum waren sie nicht für Glaubens- und Gewissensfreiheit. Darum war ihr Nationalismus religiös fundiert, und sie scheuten keinen Gewissenszwang.

Die Weltgeschichte ist seither immer zwischen jüdischem und römisch-heidnischem Denken hin- und hergependelt. Wir kommen aus einer Pilatuszeit. Jahrzehntelang war die liberale Humanität, die jeden nach seiner Fasson selig werden ließ, höchster Trumpf. Die Reformation wurde nur noch als die Befreiung der Gewissen aus Unmündigkeit und Knechtschaft verstanden. Allerdings erlebte man es dann hin und wieder, daß Gewissen gegen die heiligsten Güter der Nation rebellierten, und dann vergaß man sofort seinen Trumpf und behandelte den Mann mit einem solchen Gewissen als einen Rebellen. Im übrigen kam man aber soweit, daß jedes Jüngelchen sein eigenes Gewissen hatte und kraft seines Gewissens sich selber zum Herrgott wurde.

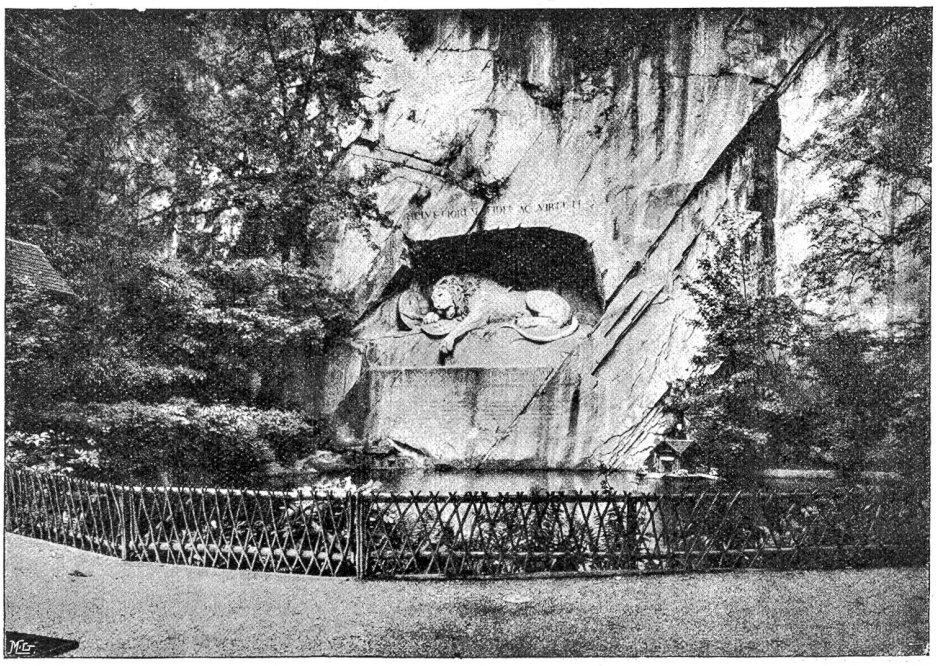
Und nun schlägt die Pilatuszeit gegenwärtig über in eine neue Judenzeit. Daß dabei die Juden verfolgt werden, braucht nicht im Widerspruch zu dieser Tatsache zu stehen. Man mag ja oft seine besten Verwandten am wenigsten leiden. Das neue Ideal der Welt ist Gewissensknebelung. Die Bindung an die willkürlichsten Gesetze soll zur Selbstverständlichkeit werden. Der Gott, der diese Gesetze gibt, ist der totale Staat, und neben ihm sollst du keine andern Götter haben.

Dadurch wird die Welt aber zu keiner Ordnung kommen. Denn Ordnung gibt es nicht, wo der Mensch zu Ehren kommen will, sei es nun in höchstmöglicher Liberalität oder in höchstmöglicher Gesetzlichkeit. Ordnung gibt es nur, wo Gott restlos und ohne Hintergedanken die Ehre gegeben wird. Ordnung gibt's nur, wo Christus ist. Ist Pilatus in seiner stolzen Statthalterpose und in seinem kostbaren Amtsgewand der wahre Mensch? Ach nein, seine Füße schlottern und sein Herz schlottert vor der Gewalt und Wucht der Masse. Oder sind die Juden, die da haßgekrümmt nach der Befriedigung ihrer Rache schreien, die Vertreter wahren Menschentums? Ach nein, der Haß und die Herrschsucht

kommen vom Teufel und nicht von Gott. Aber der Gefangene und Angeklagte, der Mensch im Narrenkleid, den jeder Soldat anspeien darf, ist der wahre Mensch. Ihn kann kein pfiffiger Statthalter retten, ihn kann aber auch keine Orgie des Hasses umbringen. Er gibt sich selbst dahin, um Gott die Ehre zu geben. Er zeugt in einer chaotischen, unordentlichen Welt von der Kraft und Majestät des ewigen, lebendigen Gottes. Und nur wo er steht, wo sein Wort gilt und sein Geist waltet, gibt's Ordnung.

Die Reformatoren haben deshalb nicht nur das Gewissen befreit. Sie haben es wohl von Menschengesetzen und Menschensatzungen befreit, sie haben es aber zugleich auch an Christus gebunden. Daß dieser dornengekrönte Christus der Herr werde über die Menschenherzen, das war das Ziel ihres Kampfes.

Unsere Gegenwart gewinnt rein nichts, wenn sie von Pilatus zu den Juden hinüberwechselt. Sie ändert bloß mit viel Schweiß und Geschrei das Aeußere, die Unordnung bleibt aber dieselbe. Sie könnte indessen alles gewinnen, wenn sie zu dem einzigen wahren Menschen stehen und mit Gehorsam und Liebe zu ihm als ihrem Herrn aufblicken würde: Seht, welch ein Mensch! E. B.

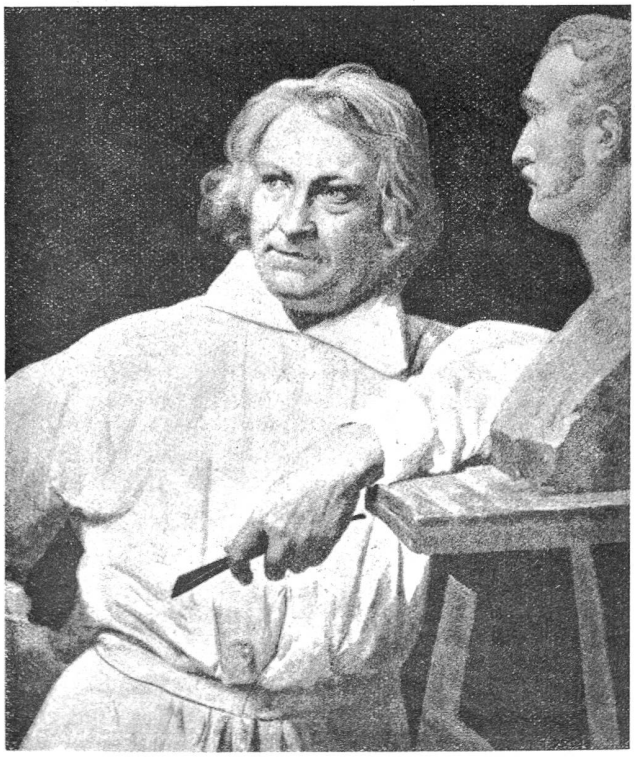


Bertel Thorwaldsen: Das Löwendenkmal in Luzern.

Bertel Thorwaldsen.

Zum 90. Todestag, 24. März 1934.

Thorwaldsen, der berühmte dänische Bildhauer, ist uns Schweizern kein Unbekannter, hat er uns doch den „sterbenden Löwen" zu Luzern geschenkt, jenes eigenartige, weltberühmte Denkmal im weiland Pfyfferschen Garten, das, in lebendigen Felsen gehauen, in schönster, romantischer Umgebung, jeden Beschauer so mächtig anspricht. Kommandant Pfyffer, ein ehemaliger Offizier der Schweizergarde von Paris, gab die Veranlassung zu diesem Ehrenmal der Schweizer, die am 10. August 1792 beim Sturm auf die Tuilerien zu Paris der Volkswut zum Opfer fielen. Er trat mit Thorwaldsen, dem damals berühmtesten Bildhauer, in Verbindung. Der Künstler hat das Motiv glänzend gelöst. Er zeichnete einen todeswunden Löwen, der zusammengebrochen, sterbend, mit der letzten Kraft noch den Wappenschild der Bourbonen schützt. Treu bis in den Tod, wie die wackeren Schweizer es 1792 in Paris waren! Ein Schüler Thorwaldsens, Bienaimé, modellierte nach des Meisters Zeichnung den Löwen. Das Modell sollte ursprünglich in Erz gegossen werden. Aber der Künstler kam bei seinem Besuch in Luzern auf die glückliche Idee, den Löwen in den Felsen einzuhauen. Der Schweizer Lukas Ahorn führte die Arbeit aus, und 1821 wurde das Denkmal eingeweiht, also vor 113 Jahren. Aber bis auf den heutigen Tag hat der „Löwe zu Luzern" seine Anziehungskraft bewahrt.



Bertel Thorwaldsen 1770—1844. Gemalt (ca. 1837) von Horace Vernet.

Das Denkmal gehört zu den bedeutendsten Werken Bertel Thorwaldsens. Andere haben ihn vielleicht populärer gemacht. Wir erinnern an die Statue des segnenden Christus, jenes lebenswahre, große Kunstwerk, an den berühmten Alexanderzug. Im Jahre 1811 wollte Napoleon I. nach Rom gehen und da im Quirinal Wohnung nehmen. Die französische Akademie sollte die Räume gebührend ausschmücken. Thorwaldsen erhielt den Auftrag, im Appartamento de Principi einen über 30 Meter langen Fries in Gips auszuführen. Er wählte als Motiv den Einzug Alexanders des Großen in Babylon. Der Graf Sommariva ließ für seine Villa Carlotta am Comersee das Modell in Marmor ausführen. Eine zweite Marmorausführung bestellte die dänische Regierung. Unter den Einzelreliefs des Alexanderzuges finden sich erklärte Lieblinge der Welt. Wundervoll sind wieder die beiden Frauengestalten „Morgen" und „Nacht", die „Nacht" im unendlichen Raume schwebend, in tiefer Versunkenheit, der „Morgen" jubelnd und blumenstreuend. Auch die „Vier Jahreszeiten" bergen stilvolle Schönheiten, und „Ganymed mit dem Adler" ist von reinstem Formenadel.